Nr. 27 ⊕ Jahrgang 1909 Sonntag, 4. April

DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts

Die Mode in Paris.

Von M. de Bavier, Paris.

Hierzu 3 Aufnahmen von Felix, Paris, auf Seite 3.

Die Mode oder vielmehr die Moden bieten dieses Jahr, was jede Frau wünscht. Keine strenge Uniform, sondern bunte Anarchie. Das drapierte Kleid, dessen Renaissance ich vor einigen Wochen hier prophezeite, kehrt wirklich wieder. Aber nur das Prinzip ist beibehalten; es wechseln die Formen, in denen es sich ausspricht. Nichts mehr von den spießbürgerlichen „Raffungen", die den Stoff vorn straff spannen, um seine Fülle hinten neben einer häßlichen „Turnüre" aufzubauschen. Ich sah bei einigen Schneidern Roben von sehr weichem Stoff: sie sind weitgeschnitten, die Taille ist kurz, aber die Fülle des Stoffes sinkt nicht lässig auf den Boden; sie ist in mannigfaltigen Bewegungen aufgenommen. Man sieht Nachahmungen des altdeutschen Gretchenkleides und der Trachten vom Hofe Karls des Kühnen. Die Röcke sind oben sehr weit; oft wird der Stoff unten herum von einem breiten Streifen von anderem Stoff gestützt. Auch kurze Faltenröcke erscheinen wieder. Aber manche Meister billigen dies nicht und begünstigen andere Formen: die Taillen sollen länger werden, die Röcke sehr flach, die Jacken sehr lang und wenig anliegend. Man sieht: es ist für Abwechslung gesorgt.

Leichte Gewebe stehen allenthalben in höchster Gunst: sehr dünne Kaschmirs, feines satiniertes Tuch, leichte Serge. Bei allen großen Schneidern ist die Robe — mag es sich nun um die Prinzeß-Form oder um zweiteilige Fassons handeln — aus demselben Stoff wie das Jackett, die Redingote oder der Mantel. Die Blusenform wird selten. Immer ist auch das Oberteil des Corsage und der Aermel durchbrochen — Tüll oder Spitzen — und läßt die höchst elegante Wäsche sichtbar werden. Alles, was jemals Mode war, ist heute wieder Mode und kann getragen werden — wenn es die Trägerin kleidet.

Ganz neue Stoffe für das Frühjahr sind die seidenen Sergen und die wollenen Etamine. Von Farben werden die kräftigen Töne bevorzugt, sogar für die Straße und für das Genre Tailleur.

So sah ich ein Tailleur-Kostüm aus gelber Seidenserge mit japanischer Stickerei; das sehr lange Jackett an der Seite geknöpft, mit japanisch gestickten Aufschlägen. Höchst elegant fand ich eine Prinzeß-Robe von rotem Kaschmir. Das Oberteil des Corsage bestand aus rot gefärbten Spitzen. Die lange Redingote, gleichfalls von rotem Kaschmir, ist mit metallenen Knebeln geschlossen. Als einziger Schmuck dienen dann große Metall- oder Hornknöpfe; die Jacke ist weniger lang, aber sehr weit. Originell ist eine Prinzeß-Robe von schwarz-weißkariertem Wollstoff mit gelber Stickerei am Corsage und weißem Tülleinsatz. Zur Robe gehört ein kleiner, ärmelloser Bolero von gleichem Stoff, der das Ensemble vervollständigt. Die langen, sehr anliegenden Aermel weisen festen Knopfschluß ums Handgelenk auf. Luftig und duftig ist ein solches Kostüm aus Seidenmusselin — ich sah eines in Marron, eines in Grün — mit einem Jackett aus schillerndem Seidenmoiré gleicher Nuance. Eine hochelegante Prinzeß-Robe zeigt gelbe Stickerei auf mauvefarbenem Fond und weißen Tülleinsatz. Der Stoff ist mauvefarbene Wolletamine.

Schöpfer all dieser schönen Sachen ist der große Schneider Béchoff-David. In seinen Ateliers bemerkte ich eine Tendenz der Rückkehr zur längeren Taille.

Die Tussor-Roben sind meist von sehr starkem Gewebe, die Farben grau, gelb — matt- bis schwefelgelb — grün. Die Jacketts sind sehr lang, oft an der Taille durch einen aufgestickten Gürtel unterbrochen. Oft wird auch ein wirklicher sehr breiter Ledergürtel getragen, ziemlich tief herum, durch Oesen gezogen. Die Rockschlüsse werden meist kaschiert, oft seitwärts, selten hinten. Ein origineller Schluß ist folgender: der Rock von starkem Tussor ist an der Seite durch eine seidene Schnur geschlossen, die sich durch große, seidenumstickte Oesen schlingt.

Auch für die Tailleur-Robe kann man den Triumph der starken Farben ankündigen. Ich sah eine solche in Grasgrün mit schwarzen Knopfgarnituren und schwarzem Kragen, eine andere in einem kecken, an die Farbe frischer Butter erinnernden Gelb. Das sehr lange Jackett ist beiderseits unter den Aermeln mit einem breiten Streifen starker, gelbgefärbter Stickerei garniert.

Ich notiere als einen allgemeinen Zug, der mir auffällt, die Rückkehr zum garnierten Kleide und das Verlassen des einfachen Tailleur-Kostüms. Mein Kredo ist: die Foulard-Roben werden diesen Sommer wieder hoch in Gunst stehen. Aber mit diesen Geweben wird man auch wieder zu den engplissierten Röcken zurückkehren und zu diesen Kleidern wieder die langen Mäntel aus weicher Seide tragen, deren Formen ins Unendliche variieren. Einen solchen Mantel bemerkte ich bereits: er ist sehr lang und ganz glatt geschnitten von moosgrünem Liberty, im Oberteile mit stark aufgelegter Silbersoutache bestickt. Höchst originell ist ein anderer von roter Liberty in Schalform, dessen lange, weite Aermel ein richtiges Flügelpaar bilden. Ein silberner Eulenkopf dient als Schließe. Ich bemerke auch, daß man für den Besuch der kleinen Theater oder für intime Diners Roben trägt, die den Hals freilassen. Die hoch hinaufsteigenden Tüllkragen, die diesen Winter so beliebt waren, sind aufgegeben. Ich sah eine solche Dinerrobe aus grauer Seide in eng anschmiegender Prinzeß-Form. Der Schluß des Kleides ist ganz unsichtbar. Man möchte wirklich glauben, es sei der Trägerin wie ein Futteral über den Kopf gezogen worden. Der Oberteil des Corsage ist von Spitzen, gold und grau durcheinandergemischt, was einen außerordentlich glücklichen Effekt gibt. Ein altrosa Band umschlingt die Taille.

Will man die Hauptzüge des Sommermodenbildes zusammenfassen, so kann man sagen: die leichten Stoffe sind und bleiben Modestoffe ersten Ranges, auch für Tailleur-Kostüme. Alle Kleider, gleichviel ob gefaltet oder eng anliegend, werden für die Straße kurz getragen, meist Prinzeß-Form mit langer Jacke oder Redingote oder Mantel von demselben Stoff; das klassische nüchterne „englische" Tailleur-Kostüm ist fast verschwunden. Auch die einfacheren Kostüme dieses Genres werden heute garniert entweder mit Soutache oder mit bizarr geformten Knöpfen oder mit einer leichten, um den gestickten Kragen geschlungenen Krawatte. Die Farben sind überraschend kräftig, es scheint sich in dieser Beziehung ein völliger Umschwung des Geschmacks gegenüber dem vorigen Jahre anzubahnen.

Wir feiern wieder einmal eine Rückkehr zu einer alten Mode, nämlich zu den Farben von 1830. Die gebrochenen Nuancen, die den Pastellen des achtzehnten Jahrhunderts zu entstammen schienen, und die im vorigen Jahr so reizvoll wirkten, danken zugunsten satter voller Töne ab, wie man sie im Jahr der Julirevolution trug. Auch die Hüte nähern sich den Moden des Bürgerkönigtums. Sowohl die Glocken- als die Wagenradform biegen sich zur großen, blumengarnierten „Capeline" mit breiten Bindebändern um. Ganz louisphilippisch sieht solch ein Hut von gelbem Stroh mit Kornblumen und breiten rosa Bindebändern aus. Noch ein Schritt — und er ist schon im Werke — und wir kehren zum „Cabriolet", zur „Kiepe" der Urgroßmama zurück. Aber auch eine Tendenz zum kleinen Kapotthütchen läßt sich konstatieren. Freilich, wenn die Sonne kommt, werden die großen Hüte doch Sieger bleiben. Unsere Modedamen sind zwar immer bereit, der Göttin jedes Opfer zu bringen, verbinden aber doch auch gern das Praktische mit dem Modernen, sobald es irgend angeht. Der Nutzen der breitrandigen Hüte für den Schutz des Teints ist eben unbestreitbar.

Ich gebe nachstehend die Beschreibung der diesen Artikel begleitenden Bilder.

1. Toilette für den Rennplatz. Stoff dicker Tussor, der später in der wärmeren Jahreszeit durch leichte Toile ersetzt werden kann. Jackett mit Blumen von irischer Spitze in stark aufgelegtem Relief dekoriert. (Modes Redfern.)

2. Robe Fasson Dagobert. Das Corsage bildet einen Küraß von Silberspitzen. Gürtel mit bunten Cabochons. Rock von blauem Merveilleux. (Modes Tafré.)

3. Robe von Kaschmir mit Streifen von klein gefälteltem Stoff auf beiden Seiten. Das Modell ist aus mauvefarbenem Stoff, die Spitzen des Einsatzes und der Aermel Silbertüll. (Modes Béchoff.)

Frauen berühmter Männer: I. Mrs. Marconi mit ihrem Töchterchen.

Die Gattin Guglielmo Marconis, des Erfinders der drahtlosen Telegraphie, die sich vor 3½ Jahren vermählte, war unter ihrem Mädchennamen Beatrice O'Brien bereits eine gefeierte Schönheit Großbritanniens. Ihrer leidenschaftlichen Sportliebe verdankt sie eine blühende Gesundheit. *Ullrich & Co. cop.*

Totemismus in Kamerun.*)

(Mit einer Abbildung auf dieser Seite.)

Unter den Stämmen des Großflusses steht zweifellos heute noch der Totemismus in voller Blüte. Die einzelnen Gruppen — gewöhnlich ist es die Einwohnerschaft eines Dorfes — haben sich verschiedene Tiere ausgewählt, mit denen sie in einem engen Freundschaftsverhältnis zu stehen meinen. Es sind dies: die Flußpferde, Elefanten, Leoparden, Krokodile, Gorillas, Fische, Schlangen; sämtlich Tiere, die entweder sehr stark sind, oder die sich leicht im Wasser und Dickicht verbergen können. Dieses Verbergenkönnen ist unbedingtes Erfordernis, weil das Totemtier dazu ausersehen ist, als Helfer oder Freund dem Feinde heimlicherweise Schaden zuzufügen. Meiner Ansicht nach läuft der Totemismus hier auf Dualismus hinaus. Der Mensch kann sich nicht nur in ein Flußpferd verwandeln und in seiner Doppelgestalt sich unsichtbar machen, um seinen Gegner zu überfallen, sondern er kann die zweite Hälfte seiner Seele in der Gestalt eines wirklichen Flußpferdes beispielsweise beliebig gegen Widersacher in Bewegung setzen.. Der Mann Assan hat z. B. einen Streit mit Egbe; eine Vermittlung ist, weil Egbe sie zurückweist, ausgeschlossen. Da benutzt Assan die erste Gelegenheit, sobald Egbe eine Kanufahrt macht, sich zu rächen; er sagt seinem Totem-Krokodil Bescheid, und dieses wirft das Kanu um. Die Ware des Egbe fällt ins Wasser, unter Umständen muß Egbe ertrinken.

Wenn Esim mit einer Ladung Gummi im Kanu fährt, und plötzlich ein Flußpferd das Kanu umwirft, so sagt er: „Gott möge den Mann treffen, der mir durch sein Flußpferd diesen Schaden zugefügt hat." —

Man glaubt, daß in demselben Augenblick, in dem der Mensch stirbt, das zu ihm gehörige Totemtier sterben muß und umgekehrt; daraus folgt, daß Totemtiere nie geschossen werden dürfen. Die Kenntnis dieser ethnographischen Eigentümlichkeit ist auch für den Verwaltungsbeamten von großer Wichtigkeit. Kurz nach meiner Ankunft in Ossiginge (1904) versuchte ich mit zwei benachbarten Häuptlingen, die je fünf Minuten ober- und unterhalb der Station am Fluß wohnten, einen Vertrag für regelmäßige Fischlieferungen zustande zu bringen. Die Leute erklärten zunächst, daß sie niemals Fische fingen, und später, daß es überhaupt fast gar keine Fische im Fluß gäbe. Ich ließ ein Vierteljahr verstreichen und fing während dieser Zeit die für unseren Bedarf nötigen Fische selbst. Bei genauem Nachforschen stellte sich dann heraus, daß die Fische in beiden Orten Totemtiere waren, daher nicht gefangen werden durften. Die Weigerung der Häuptlinge, die man leicht als Trotz oder gar als Unbotmäßigkeit hätte ansehen können, war also erklärlich.

Da die Bewohner der Dörfer, bei denen der Elefant Totemtier ist, keineswegs von der Elefantenjagd Abstand nehmen, so lag die Frage nahe, wie sich äußerlich die Elefanten, die eine halbe Menschenseele in sich haben sollen, von den gewöhnlichen Elefanten unterscheiden. Es wurde mir folgendes geantwortet: Trifft ein Jäger, der Mitglied des Elefanten-Totemklubs ist, seinen eigenen Elefanten, so erkennen sich Jäger und Tier selbst, beide gehen einfach ihren Weg weiter. Verwundet ein Jäger einen Personen-Elefanten, so wird die zugehörige Person krank, deren Schutzpatron das Tier ist. Der Fall kann aber eigentlich nur eintreten, wenn er vor Eintritt der Jagd dem in jedem Ort aufgestellten Elefanten-Fetisch nicht geopfert hat. Wenn der Mann geopfert hat, so gibt sich der ihm begegnende Personen-Elefant angeblich dadurch sofort zu erkennen, daß er einen Vorderfuß erhebt und vor das Gesicht hält; das ist das Zeichen für den Jäger, daß er nicht schießen darf. Das Opfer wird aus dem Grunde fast nie unterlassen, weil man beobachtet haben will, daß stets nur der Eingeborene von einem Elefanten getötet worden ist, der nicht geopfert hatte.

Dieser Totemglaube dürfte wohl heutzutage kaum an einem Platze der Welt so ausgeprägt sein, wie gerade am oberen Großfluß, und zwar soweit er im Ossidinge-Bezirk und stromab davon im englischen Nachbarbezirk Ikom fließt.

Es war mir im Frühjahr 1907 vergönnt, eine Herde von zwölf bis fünfzehn heiligen Flußpferden zu wiederholten Malen zu beobachten, mit denen die Bewohner eines kleinen Dorfes in einem wirklich rührend freundschaftlichen Verkehr standen. Da mir der Häuptling den Hain und den Bach, in dem die Herde sich ständig aufhält und ein geradezu paradiesisches Leben führt, nur unter der Bedingung gezeigt hat, daß ich kein Tier töte und auch keinem Fremden den Versteck verrate, so sei der Ort kurz mit X bezeichnet.

Ich hatte die Angabe des Häuptlings, daß die Tiere, wenn ich das wünsche, stundenlang in 20 Meter Entfernung vor unserem Beobachtungspunkt stehen blieben, für stark übertrieben gehalten und daher beim ersten Besuch den photographischen Apparat gar nicht mitgenommen. Eine halbe Stunde vom Dorf entfernt kamen wir auf eine Plantenfarm, und hier war das Rätsel fast schon gelöst: die ganze Farm war durchzogen von 40 Zentimeter breiten Wegen, die nicht von Menschen, sondern lediglich von den Flußpferden ausgetreten waren; man läßt hier, seit Urzeiten anscheinend, die Tiere gänzlich unbehelligt weiden und Planten fressen, und da die jetzige und vorhergehende Generation sicher kein einziges Tier weder in der Farm noch im Bach geschossen oder verscheucht hat, so ist es erklärlich, daß die Herde die Scheu vor den Menschen noch nicht kennt. Als wir durch die Farm marschiert waren, gelangten wir an einen ca. 30 Meter breiten Bach und ließen uns auf einer Sandbank nieder. Der Morgennebel lag noch über dem Wasser, und die Sonnenstrahlen konnten noch nicht über die Urwaldbäume hinweg die Wasseroberfläche treffen. Der Häuptling erklärte, daß seine Gesellschaft noch schlummere und erst, wenn die Sonne den Nebel zerstreut habe, aufwache. Er bat mich aber immerhin schon jetzt die Vogelflinte, die mein Diener trug, im Busch zu verstecken; er meinte, seine Tiere könnten das Gewehr vielleicht doch erblicken und, weil sie noch keinen Weißen gesehen, Angst bekommen. Um 9 Uhr etwa machte uns der Häuptling auf einen Wasserstrahl aufmerksam, der in ca. 200 Meter Entfernung aus dem Bach emporspritzte; das sei das Zeichen, daß die Tiere aus dem Schlafe erwachten. Er stand auf und rief mit lauter Stimme: „Báranga, báranga! Tufam mahara awa nga akion amange. Kommt, kommt herbei! Häuptling weißer kommt hierher und will euch sehen."

Ob die Tiere nun tatsächlich dem Rufe folgten oder zufällig auf unseren Platz zugeschwommen kamen, konnte ich bei diesem ersten Besuche nicht entscheiden; jedenfalls dauerte es nur eine Viertelstunde, bis zwölf Stück in einer Entfernung von ca. 30 bis 40 Meter in der Mitte des Baches vor uns haltmachten und ca. eine Stunde lang an dieser Stelle herumspielten. Um die Herde tummelte sich eine große Menge welsartiger Fische, die an dem fetten Nacken der Tiere öfters zum Vorschein kamen. Dicht über der Wasserfläche flogen Lappenkiebitze im Kreis umher, die sich, solange ein Tier über dem Wasser blieb, auf dessen Kopf niederließen, anscheinend um kleine Wassertiere aufzupicken.

Absichtlich wählte ich am nächsten Tage, an dem ich zwei Dutzend photographische Aufnahmen in 20 Meter Entfernung machen konnte, eine andere Sandbank; auch an diese kamen die Tiere auf Zuruf heran. Als die Aufnahmen beendet waren, zogen wir am Ufer entlang stromab.

*) Eine der bedeutendsten Neuerscheinungen dieses Jahres auf dem Gebiet der Kolonialliteratur ist das Buch „Urwalddokumente Vier Jahre unter den Großflußnegern Kameruns" von Dr. Alfred Mansfeld. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Wir bringen aus dieser in jeder Beziehung mustergültigen Arbeit im folgenden einen Abschnitt, der den bei den Großflußnegern besonders stark entwickelten Totemglauben zum Gegenstand hat.

Grabdenkmal eines Mboandem-Weibes in Keakaland.
Siehe den Artikel auf dieser Seite.

Anschauungs-Unterricht in New Yorker Schulen.

1. Mädchen mit einer Schlange. 2. Elefant. 3. Knaben studieren die Bewegungen von Schildkröte, Kröte und Ottern.

Die Form der Glatze.

Von Dr. A. Pohl.

Bekanntlich läßt die gütige Natur dem Armen, den sie vorzeitig des Haarschmuckes beraubt, einen gewissen Restbestand an den Schläfen und dem Hinterkopf, einen Kranz, der von verschwundener Pracht zeugt und den er bis an sein Lebensende bewahren und mit besonderer Liebe pflegen kann. Woher es kommt, daß dieser vom Standpunkte der Gesundheit wie der Aesthetik keineswegs gleichgültige Rest erhalten bleibt, und daß die zum Haarverlust führenden Veränderungen der Haut nicht auf dem ganzen Kopf Platz greifen, dafür hatte man lange keine befriedigende Erklärung. Es fragte sich, welches die Ursachen der Kahlheit überhaupt sind; dann konnte man ermessen, warum sie hauptsächlich den oberen Teil des Kopfes treffen. Die Hüte, denen man gern die Entstehung und Form der Glatze zugeschrieben hätte, sind mit großer Uebertreibung angeklagt worden; sie sitzen viel zu kurze Zeit auf unserem Haupte, um eine so einschneidende Wirkung wie die Verkümmerung der Haarbälge auszuüben. Auch stimmt die Kahlheitsgrenze durchaus nicht mit dem Hutrande überein.

Die richtige Erklärung hat der verstorbene Dr. J. Pohl gegeben. Es ist die folgende: Das Schädeldach des Menschen ist unter der Haut von einer besonderen Schutzkappe, einem dünnen, aber sehr festen, sehnigen Ueberzug bekleidet, den die Anatomen „Helm" (Galea) genannt haben, und der die Stirn- und Schläfenmuskeln mit den Hinterkopfmuskeln verbindet. Pohls anatomische Untersuchungen ergaben nun, daß die gewöhnliche Glatze jedesmal ein genaues Abbild dieser unter ihr liegenden sehnigen Kappe ist. Damit war der Hinweis auf die wahre Natur des dem Haarverlust zugrunde liegenden Prozesses, welcher viel komplizierter ist, als man annahm, gegeben. Die kahlwerdende Kopfhaut erfährt nämlich — anfangs überall gleichmäßig — eine allmähliche Verhärtung und Verdünnung, und zwar unter ganz anderen als den hypothetischen, oben angeführten Ursachen. In diesem ersten Stadium werden die Haare nur kürzer, aber nicht dünner — ein Grund, weshalb der beginnende Haarschwund meist nur bei Frauen bemerkt wird. Der Vorgang der Verhärtung findet nun an der unter der Haut ausgespannten Galea einen besonders günstigen Boden, eine Art anatomischer Disposition, die ihn zu weit höheren Graden gedeihen läßt, als der weicher gepolsterte Haarboden an den Randpartien; so kommt es auf der Höhe des Kopfes zum zweiten Stadium, bei welchem die Haare auch dünner werden bis zum nur noch mit der Lupe sichtbaren kurzen Flaumhaar, dem Haarbestand der sogenannten „vollständigen Kahlheit", während an den Randpartien der Prozeß nicht über das erste Stadium hinausgeht. Dieser Zusammenhang erklärt auch, warum Frauen viel seltener kahl werden als Männer: die Natur hat den „Helm" des Mannes geziemenderweise viel derber und fester gearbeitet, als den der Frau. Man kann sich hiervon am lebenden Menschen überzeugen; die Kopfhaut bei einer Frau ist im allgemeinen weicher, mehr verschieblich und weniger straff an die Kopfknochen angeheftet als beim Manne. Wir haben in einer besonderen Schrift über das Haar und seine Krankheiten an der Hand genauer Tabellen hierüber Näheres mitgeteilt.

Die für die größere Dauerhaftigkeit des weiblichen Haares gegenüber dem männlichen oft angeführten Ursachen: die verschiedene Haartracht und Kopfbedeckung, die verschiedenen Lebensgewohnheiten, insbesondere das größere Maßhalten in den Leidenschaften und im Gebrauch von Reizmitteln, alle diese Umstände sind gewiß nicht ohne Belang; aber sie treten, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, doch sehr zurück hinter der physischen Geschlechtsdifferenz. Was nun den Schaden betrifft, den der Mann von der Beschaffenheit seiner Galea erleidet, so geht

Pariser Frühjahrsmoden

Siehe den Artikel auf Seite 1.

1. Rennplatztoilette aus Tussor mit irischen Spitzen.
2. Kürass-Korsage aus bunten Silberspitzen.

3. Robe von klein gefälteltem Stoff aus mauvefarbenem Kaschmir.

Aufnahmen von Felix-Paris.

es hier wie oft in der Natur: eine sehr zweckmäßige Anlage, wie die Schutzkappe über unserem Schädeldach, kann unter abnormen Verhältnissen sich auch einmal nachteilig erweisen.

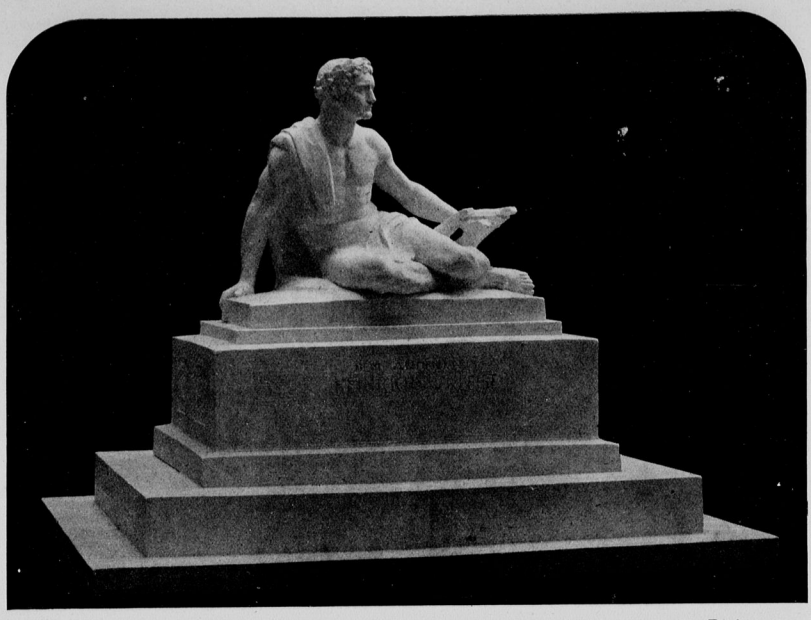
Dies und Jenes.

Die Franzosen als Raucher. Der Bericht der französischen Tabakregie gibt einen interessanten Ueberblick über den Tabakkonsum der Franzosen. In dem vergangenen Jahre wurden in Frankreich nicht weniger als 400 Millionen für Tabak ausgegeben. Der Reingewinn der Monopolverwaltung ist außerordentlich hoch, rund 310 Millionen Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung in Frankreich entfällt eine Ausgabe für Tabak von 10.50 Mark, von denen etwa 9.60 Mark in die Staatskasse fließen. Der Zigarettenverbrauch im Jahre 1907 erreichte die ansehnliche Höhe von 60 Millionen Mark. Der Umsatz an Zigarren betrug 596 Millionen Stück.

Eine Schalmeien-Kapelle. In Caravaggio, einem anmutigen Ort in der Nähe von Bergamo, hat sich eine originelle Kapelle gebildet. Es handelt sich um eine Anzahl von Schalmeienbläsern (Zampognari), die mit einer ganzen Reihe von Instrumenten der verschiedensten Größen und Tonlagen ausgerüstet sind und so ein richtiges Orchester bilden, bei dem die Melodie- und Begleitinstrumente geschieden sind. Zur Verstärkung der Wirkung werden Tamburins und Schallbecken gebraucht. Durch das Zusammenwirken der verschiedenen Tonarten der Zampogne, unter denen einige von ganz gewaltiger Größe sind, ergibt sich ein hoher, kräftiger harmonischer Ton, wie von einer Menge von Flöten. Die Musikstücke, die von dieser eigenartigen Kapelle zum Vortrag gebracht werden, sind Hirtenlieder, Tanzweisen und Marschgesänge, die einen seltsamen einschmeichelnden Reiz ausüben. Das Orchester hat kürzlich mehrere Konzerte in Vicenza gegeben und einen großen Erfolg errungen.

Piloty v. Kaulbach. In Nr. 22 unseres Blattes findet sich unter dem Bilde einer Variététänzerin der Name „Frau Piloty v. Kaulbach" und darunter die Bemerkung, daß die Dame mit den beiden gleichnamigen Künstlerfamilien verwandt sei. Zu dieser Angabe wird uns mitgeteilt, daß die Dame mit der bekannten Künstlerfamilie Piloty nicht verwandt ist.

Der bestrafte Kuß. Die bekannte russische Schauspielerin Frau Tresiloff ist zu zehn Rubel Strafe verurteilt worden, weil sie im Straßenbahnwagen — ihrer Mutter einen Kuß gegeben hat. Es scheint, daß in Rußland jede Zärtlichkeit auf der Straße streng geahndet wird.



Gottlieb Elsters Heinrich von Kleist-Denkmal für Frankfurt a. O., die Vaterstadt des Dichters.

Auf dem vielstufigen breiten Unterbau lagert die Gestalt eines Genius, der mit der linken Hand die Leier hält. Die Gestalt ist in anderthalbfacher Lebensgröße und in Bronze gedacht und der Unterbau in hellem Granit. Die vordere breite Fläche trägt die Inschrift: „Dem Andenken Heinrichs von Kleist." Für die schmalen Flächen und die Rückseite sind als dekorativer Schmuck Bronzereliefs bestimmt, die Darstellungen aus den Schöpfungen des Dichters enthalten werden. Als Platz ist der „Park" ausgewählt, ein ehemaliger Friedhof mit alten Grabmälern, unter denen sich auch das des Dichters Ewald v. Kleist befindet.

Fürst Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen
starb kürzlich im Alter von neunundsiebzig Jahren.

RAETSEL

Kapselrätsel.

Ob einen Teil des Hauses ihr wißt, — In dem nacheinander enthalten ist: — Ein Fluß, der in die Saale geht, — Ein Wort, das ihr oben und unten seht, — Eine Dichtungsart, einst viel verwandt, — Ein Befehl, zu brauchen den Verstand, — Ein Gerät für täglichen Gebrauch, — Ein Raum und eine Körperschaft auch, — Ein armes Weib, das dienen muß, — Eine Frucht, ein Vogel und auch ein Fluß.

Dr. F. M.-S.

Homonym.

Ein jeder tut es mit Vorhang und Uhr,
Mit Bildern der Photography meist nur,
Und selber tut es die Wache.
Wenn aber mit dir es einer macht,
Dann sei auf der Hut, dann nimm dich in acht,
Damit dich niemand verlache!

H. M.

Scherz-Gegensatzanagramm.

Das erste zu ergänzende Wort stellt den Gegensatz zum zweiten dar.

Mit — Stimme versicherte der Verdächtigte immer wieder, daß seine Absichten durchaus — seien!

M. R.

Dechiffrier-Aufgabe.

Ruwuyhiugkew.
Vqhhuhi tk tyu Bkhu ckg ruyb Pynvua,
Xqhi tk mucyw ckg wuiqc;
Wuyhi ket Zkchi, qkv yxgub xdusxhiuc Myevua,
Bkiuc qaau Buchsxuc qe. Wduixu.

Rätsel.

Zu spät — das Unheil war geschehen;
Da holt er schnell nach das Versehen:
Denn aus dem Wort mit a zu ziehen sich geschickt,
Ist durch das Wort mit ü noch einmal ihm geglückt

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel. B—rauchbarkeit. **Wechselrätsel.** Tante, Riese, Ahorn, Ulm, Sohle, Ceder, Hammer, Angel, Unna, Wagen, Esel, Maus. Trau, schau, wem. **Logogriph.** Othello. **Rätsel.** Schniß, Miß. **Rätsel.** Telemach — Hamlet. **Rätsel.** Gräte — Grete. **Rätsel.** Kehlkopf, Kohlkopf, Hohlknopf. **Rätsel.** Die Kaleschen. **Rätsel.** Probierglas — Bierglas. **Scherzfrage.** In den Gestüten.

Richtige Lösungen: Hanna Bergemann, Prenzlau; Ilse Abel, Lippstadt; Rudolf Canstein, Neumarkt a. O.; Wera Heese, Moskau; Charl. Cohn, Schwerin a. W., Herta Gellhar, Halensee; Richard Borg, Danzig; Frau M. Jeske, Steglitz; Frida Heitz, Brandenburg; Joachim Lemm, Friedenau; Cl. Güldenstein, München; Toni Joachim, Charlotte Meyenberg, Kurt Liebner, Else Koehler, El. Wiener, Meta und Betty Sommerfeld, Agnes Bieber, Albertine Ramm, Lotte Liepmann, Felix Oppenheimer, Hedwig Phiebig, Alice Reichenbach, Adele Breslauer, Theodor Breslauer, Friedr. Martini, Georg Rubatzki, Helmut Cahen, Toni Salomon, Isabella Neubauer, Helene Tuchler, Catherine Judd, A. Lipschitz, sämtlich in Berlin.

Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt,
der Nachfolger des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen.
Reichard & Lindner, Berlin.

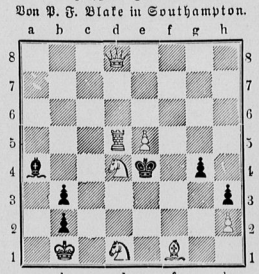
Die Schlaftänzerin Magdeleine G.,
die, in Hypnose versetzt, vorgetragene Dichtungen mimisch illustriert und zu Musikstücken Tänze improvisiert, erregte kürzlich im Berliner Kammerspielhause Aufsehen.

SCHACH

Redigiert von J. Mieses.

Aufgabe Nr. 171.

Von P. F. Blake in Southampton.



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Alle Rechte auf sämtliche Artikel und Bilder sowie den gesamten sonstigen Inhalt vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Max Bauer in Berlin-Schöneberg.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.
Alle Einsendungen und Zuschriften sind zu richten:
An die Redaktion des „Welt-Spiegel", Berlin SW. 19.

Die maurische Schlangentänzerin Yaka-Ishad
ist eine Araberin, die mit ihren interessanten Tänzen, zu denen sie lebende Schlangen verwendet, auf den Variété-Bühnen Sensation erregt. Sie tritt zurzeit im Berliner Passage-Theater auf.